

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 24

Artikel: C.F. Ramuz und die Waadtländer
Autor: H.R.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Otto Feier

B E T T A G

Durch den stillen, nebelfeuchten
Morgen sich nun sieghaft bricht,
Mit des Herbstes warmem Leuchten
Unsrer Sonne helles Licht.

Schenkt den jungen und den alten
Menschen ihren goldnen Schein;
Glättet tausend Kummerfalten,
Strahlt in jedes Herz hinein.

Eine Hoffnung glänzt dir immer,
Lastet Schweres auch auf dir;
Strahlt doch in der Sonne Schimmer
Gottes Auge für und für.

Trage, was dir aufgegeben,
Nimm den Schmerz als Schickung hin,
Busse heilet krankes Streben,
Busse läutert Herz und Sinn.

Gehe frei und ungebunden
Deinen Weg mit frohem Mut.
Danke für die heitern Stunden,
Danke für der Freiheit Gut.

Jeder ist hier nur ein Wanderer,
Reich dem Nächsten deine Hand.
Bete für die Wohlfahrt andrer,
Bete für dein liebes Land!

C. F. R A M U Z U N D D I E W A A D T L Ä N D E R

In einem Brief an den Verleger Bernard Grasset in Paris — er ist dem Novellenband «Salutation paysanne» statt eines Vorwortes beigelegt — zeichnete C. F. Ramuz die kulturelle Situation der Waadt. Die Veranlassung zu dieser geistigen Grenzbereinigung gaben ihm die in Frankreich damals erwachten Stimmen des Für und Wider, und der Brief eines Lehrlings, der dem Waadtländer Meister grammatische Fehler vorwarf. Aus dem Brief an Grasset, der auch heute noch — mehr als ein Vierteljahrhundert nachdem er geschrieben wurde — seine Aktualität nicht verloren hat, geben wir einige markante Stellen in freier Uebertragung wieder.

Lieber Herr Grasset!

Sie sind sehr weit gegangen, um mich zu suchen. Der erste Brief, den ich von Ihnen empfing, war ein Auslandbrief, er stammt aus dem Jahr 1924 und ist also mehr denn vier Jahre alt; ich war da-

mals hier, wo ich heute noch bin, das heisst, sehr weit von Paris entfernt, nicht nur im geographischen Sinn und wegen der Zahl der Kilometer (die in Wirklichkeit gar nicht so gross ist), sondern aus einigen andern Gründen, die ich Ihnen sogleich erklären werde. Wie dem auch sei, ich war sehr allein und will hier zunächst festhalten, dass die Weite Sie nicht gehindert hat, meiner zu gedenken. Ich war sehr entfernt von Paris, und sehr entfernt davon, an Paris zu denken, ich meine wegen meiner Bücher, und ich schaffte auf meine Weise in meiner Einsamkeit; vor meinen Augen hatte ich einen kleinen Garten mit vier prächtigen Pappeln darin, die immer noch da stehen.

Ich sagte weiter oben etwas von einer Briefmarke mit einem Franken fünfzig oder sonst einer Ziffer darauf, welche auf dem ersten Brief klebte, den ich von Ihnen erhielt. Preis und Farbe zeigten einhellig, dass Ihre Botschaft eine politische Grenze passieren musste, um mich zu finden. Der Brief reiste aus Frankreich in ein anderes Land, in welchem man — nebst andern Sprachen — zufällig auch französisch spricht, das aber im politischen Sinn nicht mehr Frankreich war. Der Sprache nach

war es in Frankreich, und doch war es nicht mehr Frankreich: eine Doppelstellung, die nicht nur in meinem besonderen Fall oft Anlass zu recht ernsten Missverständnissen gab.

Ich bin glücklich, dass ich ein Waadtländer bin; ich bin sogar stolz darauf. Aber dieses Land ist sehr klein, darum ist es unbekannt, ebenso unbekannt wie die französische oder romanische Schweiz, zu der es gehört, wenn auch diese selbst nicht sehr gross ist, denn sie hat kaum 800 000 Einwohner, und der Kanton Waadt selbst 300 000. Man kennt sie nicht oder beinahe nicht in ihrem jetzigen Dasein ... Aber ich greife vor. Ich möchte dort anknüpfen, wo ich von der politischen Grenze sprach, die uns von Frankreich scheidet, denn diese Grenze liegt nicht nur im Politischen. Sie ist nicht nur auf den Landkarten mit einem farbigen Strich bezeichnet, wohl aber durch zahlreiche, mehr oder weniger feine Schraffen, die eine lange, dunkle Schranke bilden von Nord nach Süd — die Schraffen wollen sagen, dass zwischen Frankreich und meinem kleinen Land eine Bergkette liegt. Wir stehen nicht nur politisch, wir stehen auch geologisch auf einem andern Boden. Zwischen euch und uns ist der Jura; man erblickt ihn schon von der Hauptstadt der burgundischen Herzoge, die zu einer längst dahingegangenen Zeit auch unsere Herzoge gewesen sind. Zwischen euch und uns steht ein Bergzug, der gegen euch hin so sanft abgedacht ist, dass man ihn kaum bemerkt — auf unserer Seite bildet er einen schroffen Hang, so dass weder Symmetrie noch Beständigkeit in der Bildung des Bodens herrscht, sondern Bruch und Absturz — und wir Waadtländer sitzen hier wie in einem Nest. Unser Land ist unzugänglich. Eine topographische Grenze schliesst es gegen Frankreich ab. Dieses Land hat nie zu Frankreich gehört, auch nicht zu dem geeinigten; ich meine, dieses Land war nie abhängig von der französischen Krone. Es gehörte nie zur französischen Nation. Und auf sozialem Gebiet hat es im französischen Kollektivum nie einen Platz gehabt.

Das ist, lieber Herr Grasset, in grossen Zügen unsere besondere Situation. Sie sind Franzose aus Frankreich, wir sind Franzosen der Sprache nach, und nur der Sprache nach. Wir sind tief mit Ihnen verwandt (es ist die nächste, die echteste, die dauerhafteste und tiefste Verwandtschaft) und Ihnen doch wieder fremd in vielen andern Dingen. Wenn ich nach Paris gehe, muss ich einen Pass haben und bin in den Augen der Beamten dem fernsten Asiaten gleichgestellt. Darum gehe

ich nicht mehr nach Paris. Ich bedarf eines Passes, wenn ich den See überqueren will (denn er gehört euch wie uns), diesen schönsten und zum Reisen verlockenden Wasserspiegel, der seine Ufer nicht trennen, sondern verbinden sollte: darum gehe ich nicht mehr nach Savoyen, obschon dieses Land auch noch zu meiner Heimat gehört und ein Haufen Leute dort meinen Namen tragen. Sie sehen, wir sind in einer schmerzhaften und unbequemen Lage: das sind aber nur die Unzukömmlichkeiten des Augenblicks. Diese hat tiefere und interessantere Auswirkungen; denn sie stammt nicht von heute, nicht einmal von gestern, sie war von Anbeginn. Wir Waadtländer waren zuerst Burgunder, dann Savoyarden, dann Berner, jetzt sind wir Schweizer. Wir waren von Burgund, von Savoyen, von Bern abhängig, als diese unabhängige Staaten waren; wir hatten Herzoge zu der Zeit, als die Herzoge regierten — wir waren nie die Untertanen eines Königs, und besonders nicht Untertanen der Könige von Frankreich. Wir haben also weder einen historischen noch einen politischen noch einen sozialen Anteil an der Kulturtradition, die sich um sie herum, durch ihren Willen und ihre Veranlassung gebildet hat. Euer grosses 17. Jahrhundert war nicht das unsrige, wir haben euer 17. Jahrhundert nicht gelebt, denn damals waren wir Berner, das heisst, völlig stumm und nicht vorhanden. Und gerade während dieser Zeit nahm die französische Sprache ihre endgültige Form an, ausgewählt aus einer Reihe von französischen Sprachen, die ebenfalls Literatursprachen hätten werden können, aber von der Auserwählten und Vollkommenen zum Rang von Mundarten verdammt wurden. Ich liebe euer 17. Jahrhundert, ich liebe die französische Sprache, welche dieses Zeitalter geschaffen hat, aber ich kann darin nichts anderes als eine ganz zufällige Erscheinung sehen (denn ich komme von aussen), die nicht für das geschaffen ist, was aus uns und aus mir kommt. Ich kann in dieser «klassischen» Sprache nicht die einzige Sprache erblicken, der jeder sich bedienen müsse, der französisch sprechen will. Wir haben sie nur in der Schule gelernt, wir sprechen sie nicht von Natur; bevor wir sie schreiben oder sprechen, müssen wir sie lernen ... und vergessen Sie nicht, dass meine Heimat immer französisch gesprochen hat, nur «ihr» Französisch, wenn man will, aber man spricht es hier mit vollem Recht, da unser Land romanisch ist wie so viele andere französischen Gegenden, sogar romanischer als manche französische Provinz. In diesem Sinne sind

wir französischer als die Bretagne, das Baskenland oder das Elsass. Mein Land spricht sein Französisch mit vollem Recht, weil es seine Muttersprache ist, die man nicht zu lernen braucht, die jeder, der hier geboren wird, im lebendigen Blute hat. — Wir hatten hier zwei Sprachen: eine, die man die «gute» nannte, die man aber schlecht konnte, weil sie nicht die unsige war, und eine zweite, diese war sozusagen voller Fehler, aber wir konnten sie gut, denn es war unsere eigene. Was irgend mich bewegt, danke ich den Dingen hier . . . «Wenn ich nun diese lebendige Sprache, wenn ich unsere Sprache schriebe?» Das habe ich zu tun versucht. Ich schrieb eine Sprache, die noch nicht geschrieben war. Ich tat es nur aus Liebe zur Wahrheit, zur Echtheit, und — aus Treue.

H. R. S.

Friedrich Schnack

H E R B S T S C H M U C K

Die Dahlien im Garten

Im Farbenbrand der Dahlien, die bei uns in den Gärten so volkstümlich geworden sind wie die sommerfrohen Rosen, ist die Erinnerung an ihre Herkunft enthalten, dem alten, glühenden Indianersommer. Sie haben einen Abglanz ihrer Urheimat Mexiko zu Zeiten des Kaisers Montezuma, dessen Sinnbild die Sonne war, zu uns gebracht. Sie, die heldische Gottheit des farbenfrohen Herrschers, begabte die Dahlie mit märchenhafter Pflanzenglut und mit der Fähigkeit zu fortlaufender strahlender Verwandlung. In der Hand des Blumenzüchters ist sie gehorsam wie ein Geist, der alle Befehle des Meisters ausführt. Ihr Dienst ist die Offenbarung köstlicher und wundersamer

Farben. Er stellt sich ein seltes Rot vor, wie es die Pflanzentiere in der Meerestiefe tragen, und die Dahlie gehorcht, sie wird seetulpenrot. Er denkt an eine Orange, auf die ein Schein des Sonnenuntergangs fällt, und die Dahlie erglüht in dieser scheidenden Himmelsfarbe. Ein schwarzer Purpur kommt ihm in den Sinn, und schon verwirklicht ihn sein Lieblingsblume. Er hat von einem morgengoldenen Stern geträumt, und seine Blüte wird ein morgengoldener Stern im Garten.

Die Dahlie, die dem Schatten feind ist, verschwendet sich in tausend Blumengesichtern, in beinahe zahllosen farbigen Sternen und Lichtern. Manche Arten gemahnen an Edelsteine: Sie haben einen Schimmer von Amethyst, von Bernstein, von Rubin, von Topas, auch sind ihre Strahlenblüten kühl und klar geschnitten. Wieder andere lassen an Rosen denken: sie sind scharlachen, silbrigrosa oder lachsrosa, mit einem Hauch von Karmin und bauschig in der Blumenform. Andere gibt es, die auf dem Zauberschmelz ihrer Strahlenblätter einen seidigen Glanz tragen, kupferne Töne, silbernes Weiss, bronzenes Gold. Weingelbe, zimtfarbene, lachsrote, amaranthrote, zitronengelbe, pflaum- und erdbeerfarbene begleiten den Sommer und erwarten hochaufgeweckt, funkeln und pomphaft den Herbst im Garten, der mit noch heissem Licht, mit geklärter Luft, mit mildem Atem und süßen Gedanken über die Schwelle tritt. Die schöne Blume verlängert das Gartenjahr und macht den Abschied von der warmen Zeit zu einem Fest der Farbe — bis in die letzten Tage hinein sendet sie ihr edles Feuer, ihren vollen Klang. Wo Dahlien im Garten blühen, kommt keine Schwermut auf. Ihr Farbenorchester, ihre starke Blumenmusik, spielend in allen möglichen Uebergängen und Verwandlungen, ist eine Hochklang der Freude, die kein Alter zu kennen scheint. Ihre Büsche haben eine reine und schöngestaltete Form. Ihre Blumen sind mannigfaltig: man kennt Pompondahlien, die alten Georginen, Kaktus-, Anemonen-, Seerosen-, Schmuck- und Riesenschmuckdahlien.

Wie in der Vielfalt ihres Farbenausdrucks, so ist in der Mannigfaltigkeit der Blütenpracht der grosse Reichtum und die Fruchtbarkeit dieser gestalt- und blühwilligen Wunderblume ausgedrückt. Und alle ihre Pracht und Schönheit, womit sie den Sommer lobt, den Herbst durchleuchtet, entringt sich der groben, lehmfarbenen und ergebundenen Knolle, die unten Wurzeln treibt, damit oben der Stern sich entzünde.